

Zinkjungen

Afghanistan und die Folgen

Bearbeitet von
Ganna-Maria Braungardt, Swetlana Alexijewitsch, Ingeborg Kolinko

1. Auflage 2016. Taschenbuch. 316 S. Paperback

ISBN 978 3 518 46648 3

Format (B x L): 11,8 x 19 cm

Gewicht: 287 g

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Kultur- und Ideengeschichte > Militärgeschichte](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text 'beck-shop.de' in a bold, red, sans-serif font. Above the 'i' in 'shop' are three red dots of increasing size. Below the main text, 'DIE FACHBUCHHANDLUNG' is written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](#) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Alexijewitsch, Swetlana
Zinkjungen

Afghanistan und die Folgen
Aus dem Russischen von Ingeborg Kolinko und Ganna-Maria Braungardt

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4648
978-3-518-46648-3

suhrkamp taschenbuch 4648

Zinkjungen: So wurden im sowjetischen Afghanistankrieg die gefallenen Soldaten genannt. Ihre Leichen durften den Angehörigen nur in zugeschweißten Zinksärgen übergeben werden. Das Wort steht exemplarisch für die Verschleierungspraxis der Sowjetunion, die alles dafür tat, die brutale Realität des zehnjährigen Krieges geheim zu halten. Swetlana Alexijewitsch hat mit Soldaten, Müttern, Witwen und Krankenschwestern gesprochen und verarbeitet die Augenzeugenberichte in ihrem »Roman der Stimmen« zu einem erschütternden Antikriegsbuch.

Die Friedenspreisträgerin Swetlana Alexijewitsch dokumentiert den universellen Wahnsinn des Krieges und seine verheerenden Auswirkungen auf ihre Gesellschaft – in Zeiten von weltweit auflodernden Krisenherden ist dieses Buch aktueller denn je.

Swetlana Alexijewitsch, 1948 in der Ukraine geboren und in Weißrussland aufgewachsen, lebt heute in Minsk. Ihre Werke, in ihrer Heimat verboten, sind in mehr als 30 Sprachen übersetzt worden.

Zuletzt erschienen: *Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus* (st 4572), *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht* (st 4605).

Swetlana Alexijewitsch wurde für ihr Werk vielfach ausgezeichnet, 1998 mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung und 2013 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

2015 erhielt sie den Nobelpreis für Literatur.

Swetlana Alexijewitsch
ZINKJUNGEN

Afghanistan
und die Folgen

Aus dem Russischen von
Ingeborg Kolinko und
Ganna-Maria Braungardt

Suhrkamp

Die erweiterte und aktualisierte russische Originalausgabe
erschien 2007 unter dem Titel
Zinkowyje maltschiki
bei Wremja in Moskau.

Erste Auflage 2016
suhrkamp taschenbuch 4648
© 2007, 2014 Swetlana Alexijewitsch
Alle Rechte der deutschen Ausgabe
© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung von
Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Peter-Andreas Hassiepen, München,
unter Verwendung eines Fotos von © PhotoXPress/VISUM
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46648-3

INHALT

Prolog 9

Tagebuchnotizen aus dem Krieg 17

Erster Tag 33

Zweiter Tag 95

Dritter Tag 167

Post mortem 230

Gerichtsprozess gegen die *Zinkjungen* 233

(Eine Geschichte in Dokumenten)

»Stimmen im Chor: eine Epoche zur Sprache bringen« 301

Laudatio von Karl Schlögel anlässlich der Verleihung
des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Swetlana Alexijewitsch
am 15. Oktober 2013 in der Frankfurter Paulskirche

Anmerkungen 315

Am 20. Januar 1881 bekamen die Kosaken des Don-Atamans Wassili Orlow den Befehl, gen Indien zu ziehen. Sie hatten einen Monat für den Marsch bis Orenburg, drei Monate von dort »über Buchara und Chiwa zum Indus«. Bald sollten 30 000 Kosaken die Wolga überqueren und in die kasachischen Steppen vordringen ...

Im Kampf um die Macht.

Seiten der politischen Geschichte Russlands im 17. Jahrhundert, Moskau, Verlag Mysl, 1988, S. 475

Im Dezember 1979 fasste die sowjetische Regierung den Beschluss über die Entsendung von Truppen nach Afghanistan.

Der Krieg dauerte von 1979 bis 1989. Er währte zehn Jahre, einen Monat und neunzehn Tage. Durch Afghanistan gingen über eine halbe Million Soldaten des begrenzten sowjetischen

Truppenkontingents. Die Zahl der Todesopfer bei den sowjetischen Streitkräften betrug insgesamt 15 051. Vermisst und in Gefangenschaft geraten sind 417 Armeeangehörige.

Noch im Jahr 2000 waren 287 Personen weiterhin vermisst oder nicht aus der Gefangenschaft zurückgekehrt.

Polit.ru, 19. November 2003

PROLOG

Eine Mutter

»Ich gehe allein ... Jetzt werde ich lange allein gehen müssen ...

Er hat einen Menschen getötet ... Mein Sohn ... Mit einem Küchenbeil, damit habe ich immer Fleisch zerteilt. Er ist aus dem Krieg zurückgekommen, und hier hat er getötet ... Am Morgen kam er nach Hause und legte das Beil wieder an seinen Platz, in den Geschirrschrank. Ich glaube, ich habe ihm an diesem Tag noch Koteletts gemacht ... Nach einer Weile wurde im Fernsehen gesagt, oder es stand in der Abendzeitung, Angler hätten eine Leiche aus dem Stadtsee gefischt ... Zerstückelt ... Meine Freundin rief mich an: »Hast du gelesen? Ein Profimord ... Typische Afghanen-Handschrift ...«

Mein Sohn war zu Hause, er lag auf der Couch und las ein Buch. Ich wusste noch nichts, ahnte nichts, aber nach diesen Worten sah ich ihn an ... Das Herz einer Mutter ...

Hören Sie das Hundegebell? Nein? Ich höre es – immer wenn ich davon erzähle, höre ich Hunde bellen. Hunde, die laufen ... Dort im Gefängnis, wo er jetzt sitzt, gibt es große schwarze Schäferhunde ... Auch die Menschen sind alle schwarz gekleidet, nur schwarz ... Wenn ich nach Minsk zurückkomme und die Straße entlanggehe, vorbei am Brotladen und am Kindergarten, mit einem Weißbrot und Milch, dann höre ich dieses Gebell. Ohrenbetäubendes Gebell. Mir wird ganz schwarz vor Augen ... Einmal wäre ich beinahe unter ein Auto geraten ...

Ich wäre bereit, ans Grab meines Sohnes zu gehen ... Dort neben ihm zu liegen ... Aber ich weiß nicht ... Wie ich damit leben soll, weiß ich nicht ... Manchmal habe ich Angst, in die Küche zu gehen,

den Schrank zu sehen, in dem das Beil lag ... Hören Sie es nicht? Sie hören nichts ... Nein?!

Ich weiß nicht, wie mein Sohn ist. Und wie werde ich ihn in fünfzehn Jahren zurückbekommen? Er hat fünfzehn Jahre strenge Lagerhaft gekriegt ... Wie ich ihn erzogen habe? Er interessierte sich für Gesellschaftstanz ... Wir fuhren zusammen nach Leningrad, in die Eremitage. Lasen zusammen Bücher ... (*Sie weint.*) Afghanistan hat mir meinen Sohn genommen ...

Wir bekamen ein Telegramm aus Taschkent: Holt mich ab, Flugnummer soundso ... Ich rannte auf den Balkon, ich wollte laut hinausschreien: ›Er lebt! Mein Sohn ist lebend aus Afghanistan heimgekehrt! Dieser schreckliche Krieg ist für mich vorbei!‹ Und verlor das Bewusstsein. Zum Flughafen kamen wir natürlich zu spät, das Flugzeug war längst gelandet, wir fanden unseren Sohn im Park. Er lag auf der Erde, hielt das Gras fest und staunte, wie grün es war. Er konnte nicht glauben, dass er heimgekehrt war ... Aber sein Gesicht war ohne Freude ...

Am Abend besuchten uns die Nachbarn, sie haben ein kleines Mädchen, dem hatten sie eine blaue Schleife ins Haar gebunden. Er nahm die Kleine auf den Schoß, drückte sie an sich und weinte, die Tränen liefen nur so. Weil sie dort getötet hatten. Auch er ... Das wurde mir später klar.

An der Grenze haben ihm die Zöllner seine ausländischen Unterhosen abgenommen. Amerikanische. Das sei nicht erlaubt ... Er kam also ohne Unterwäsche an. Für mich hatte er eine Kittelschürze dabei, ich wurde in dem Jahr vierzig, die nahmen sie ihm weg. Für die Großmutter ein Tuch – das nahmen sie ihm auch weg. Er hatte nur Blumen dabei. Gladiolen. Aber sein Gesicht war ohne Freude.

Wenn er morgens aufstand, war er ganz normal. ›Mamka! Mamka!‹ Zum Abend wurde sein Gesicht immer dunkler, seine Augen wurden bleiern ... Das kann ich Ihnen nicht beschreiben ... Anfangs trank er keinen Tropfen ... Saß da und starrte die Wand an. Dann sprang er vom Sofa, schnappte sich seine Jacke ...

Ich stellte mich vor die Tür. ›Wo willst du hin, Valjuschka?‹

Er schaute mich an, als wäre ich gar nicht da. Und ging.

Einmal komme ich spät von der Arbeit, der Betrieb ist weit weg, und ich hatte Spätschicht, ich klinge an der Tür, aber er macht nicht auf. Er erkennt meine Stimme nicht. Das war so seltsam – wenn er die Stimmen seiner Freunde nicht erkennt, na schön, aber meine! Zumal nur ich ihn Valjuschka nannte. Es war, als wartete er die ganze Zeit auf irgendwen, als hätte er Angst. Einmal hab ich ihm ein neues Hemd gekauft und ließ es ihn anprobieren, da sehe ich: seine Arme sind voller Schnittwunden.

›Was ist das?‹

›Nichts weiter, Mamka.‹

Später habe ich es erfahren. Nach dem Prozess ... Während der Ausbildung hat er sich die Pulsadern aufgeschlitzt ... Bei einer Musterübung war er Funker, er schaffte es nicht, das Funkgerät rechtzeitig auf einen Baum zu werfen, schaffte die vorgeschriebene Zeit nicht, und der Sergeant ließ ihn fünfzig Eimer aus der Toilette schöpfen und an der angetretenen Truppe vorbeischleppen. Dabei wurde er ohnmächtig. Im Lazarett stellten sie die Diagnose: leichter Nervenzusammenbruch. In derselben Nacht hat er versucht, sich die Pulsadern aufzuschlitzen. Das zweite Mal in Afghanistan ... Vor einem Einsatz wurde das Funkgerät überprüft – es funktionierte nicht. Wertvolle Teile fehlten, irgendwer hatte sie geklaut ... Wer? Der Kommandeur beschuldigte ihn der Feigheit, er hätte die Teile versteckt, um nicht mit den anderen in den Einsatz zu müssen. Dabei beklaute sie sich dort alle gegenseitig, sogar die Autos nahmen sie auseinander und schafften sie als Ersatzteile in einen Dukan, einen Laden, zum Verkaufen. Und kauften Drogen ... Drogen, Zigaretten. Und Essen. Sie waren ständig hungrig.

Im Fernsehen lief mal eine Sendung über Edith Piaf, die sahen wir uns zusammen an.

›Mama‹, fragte er mich, ›weißt du, was Drogen sind?‹

›Nein‹, log ich und beobachtete ihn – ob er welche nahm?

Ich konnte nichts entdecken. Aber dort haben sie Drogen genommen, das weiß ich.

›Wie ist es dort in Afghanistan?‹, habe ich ihn einmal gefragt.

›Hör auf, Mamka!‹

Wenn er fortging, las ich seine afghanischen Briefe wieder, ich wollte herausfinden, was mit ihm los war. Aber ich fand darin nichts Besonderes, er schrieb, dass er sich nach grünem Gras sehne, bat seine Großmutter, sich im Schnee fotografieren zu lassen und ihm das Foto zu schicken. Aber ich sah doch, ich spürte, dass etwas mit ihm geschah. Ich hatte einen anderen Menschen zurückbekommen ... Das war nicht mein Sohn. Und ich selbst hatte ihn zur Armee geschickt, er war eigentlich zurückgestellt. Ich wollte, dass er ein Mann wurde. Ich redete ihm und mir selbst ein, die Armee würde ihn besser machen, stärker. Ich schickte ihn mit einer Gitarre nach Afghanistan, richtete zu seiner Verabschiedung eine Kuchentafel aus. Er lud seine Freunde ein, ein paar Mädchen ... Ich weiß noch, ich habe zehn Torten gekauft.

Nur ein einziges Mal kam er auf Afghanistan zu sprechen. Gegen Abend ... Er kam in die Küche, ich nahm gerade ein Kaninchen aus. Die ganze Schüssel war voller Blut. Er tauchte die Finger in dieses Blut und schaute es an. Betrachtete es. Und sagte zu sich selbst: ›Sie bringen einen Freund mit Bauchwunde ... Er bittet mich, ihn zu erschießen ... Und ich habe ihn erschossen ...‹

Die Finger voller Blut ... Vom Kaninchenfleisch, es war ganz frisch ... Mit diesen Fingern schnappte er sich eine Zigarette und ging auf den Balkon. An diesem Abend sprach er kein Wort mehr mit mir.

Ich ging zu Ärzten. Gebt mir meinen Sohn zurück! Rettet ihn! Ich erzählte ihnen alles ... Sie schauten ihn sich an, untersuchten ihn, aber außer einer Radikulitis fanden sie nichts.

Eines Tages komme ich nach Hause: Am Tisch sitzen vier unbekannte junge Männer.

›Mamka, sie kommen aus Afghanistan. Ich hab sie auf dem Bahnhof getroffen. Sie haben kein Nachtquartier.‹

›Ich backe euch gleich einen Kuchen. Geht ganz schnell.‹ Aus irgendeinem Grund freute ich mich.

Sie blieben eine Woche bei uns. Ich hab nicht gezählt, aber an die

drei Kisten Wodka haben sie bestimmt getrunken. Jeden Abend fand ich bei mir zu Hause fünf Fremde vor. Der Fünfte war mein Sohn ... Ich wollte ihre Gespräche nicht mitanhören, sie erschreckten mich. Aber in einer so kleinen Wohnung ... Unwillkürlich hörte ich mit ... Sie erzählten, wenn sie zwei Wochen lang in einem Hinterhalt saßen, hätten sie Aufputzmittel bekommen, damit sie mutiger wurden. Aber das alles werde geheim gehalten. Mit welchen Waffen man am besten töten könne ... Aus welcher Entfernung ... Später fiel mir das alles wieder ein, nachdem es passiert war ... Später fing ich an nachzudenken, erinnerte mich fieberhaft. Bis dahin aber war mir nur bange. Oje, sagte ich mir, sie sind alle irgendwie verrückt. Sie sind alle nicht mehr normal.

In der Nacht ... Vor jenem Tag ... An dem er tötete ... Da hatte ich einen Traum: Ich warte auf meinen Sohn, er kommt und kommt nicht. Und dann bringen sie ihn mir ... Vier ›Afghanen‹. Sie werfen ihn auf den schmutzigen Zementfußboden. Verstehen Sie, Zementfußboden bei mir zu Hause ... In unserer Küche ... Ein Fußboden wie im Gefängnis.

Zu der Zeit hatte er schon die Aufnahmeprüfung für die Vorbereitungsfakultät des Instituts für Kommunikationstechnik bestanden. Er hatte einen sehr guten Aufsatz geschrieben. Er war glücklich, dass für ihn alles gut lief. Ich dachte schon, er beruhige sich allmählich. Er würde studieren. Heiraten. Doch sobald es Abend wurde ... Ich hatte Angst vor dem Abend ... Dann saß er da und starrte die Wand an. Schief im Sessel ein ... Ich hätte mich am liebsten über ihn geworfen, ihn beschützt und ihn nicht mehr weggelassen. Jetzt träume ich oft von meinem Sohn: Er ist noch klein und hat Hunger ... Er ist die ganze Zeit hungrig. Streckt mir die Arme entgegen ... Wenn ich von ihm träume, ist er immer klein und hilflos. Und die Wirklichkeit?! Alle zwei Monate ein Besuch. Vier Stunden Gespräch durch eine Glasscheibe ...

Zweimal im Jahr Besuche, bei denen ich ihm wenigstens etwas zu essen geben kann. Und dieses Hundegebell ... Ich träume von diesem Hundegebell. Es verfolgt mich überallhin.

Ein Mann bemühte sich um mich ... Schenkte mir Blumen ... Als er mir die Blumen mitbrachte, fing ich an zu schreien. ›Halten Sie sich fern von mir, ich bin die Mutter eines Mörders.‹ Die erste Zeit hatte ich Angst, Bekannten zu begegnen, ich schloss mich im Bad ein und erwartete, dass die Wände auf mich einstürzen würden. Mir schien, als würden alle auf der Straße mich erkennen, mit Fingern auf mich zeigen und flüstern: ›Erinnern Sie sich, die schreckliche Geschichte damals ... Das war ihr Sohn. Er hat einen Menschen zerstückelt. Typische Afghanen-Handschrift ...‹ Ich ging nur nachts hinaus, bald kannte ich alle Nachtvögel. Erkannte sie an ihren Stimmen.

Die Ermittlungen liefen ... Sie dauerten mehrere Monate ... Er schwieg. Ich fuhr nach Moskau ins Burdenko-Militärlazarett. Dort fand ich junge Männer, die auch in der Spezialeinheit gedient hatten, wie er. Ihnen offenbarte ich mich ...

›Jungs, warum kann mein Sohn einen Menschen getötet haben?‹

›Er wird einen Grund gehabt haben.‹

Ich musste mich selbst davon überzeugen, dass er das getan haben konnte ... Jemanden töten ... Lange fragte ich sie aus und begriff: Er konnte! Ich fragte sie nach dem Tod ... Nein, nicht nach dem Tod, sondern nach dem Töten. Aber das löste bei ihnen keine besonderen Gefühle aus, Gefühle, wie ein Mord sie gewöhnlich bei einem normalen Menschen auslöst, der noch nie Blut gesehen hat. Sie redeten vom Krieg wie von einer Arbeit, bei der man eben töten muss. Später traf ich junge Männer, die auch in Afghanistan gewesen waren; nach dem Erdbeben in Armenien waren sie mit Rettungsmannschaften dorthin gefahren. Ich wollte wissen, ganz besessen war ich davon: Ob sie Angst gehabt hätten? Was sie beim Anblick des Todes empfunden hätten. Nein, sie hatten vor nichts Angst gehabt, selbst ihr Mitgefühl war abgestumpft. Zerstückelte ... zerquetschte ... Schädel, Knochen ... Ganze Schulen unter Erdmassen begraben ... Ganze Klassen ... Wie die Kinder im Unterricht gesessen hatten, so waren sie verschüttet worden. Die jungen Männer aber erzählten von anderen Dingen: Was für üppige Weinkeller sie ausgegraben, was für Kognak, was für Wein sie getrunken hätten. Sie scherzten: Es soll

ruhig noch mal irgendwo krachen. Aber irgendwo, wo es warm ist, wo Trauben wachsen und guter Wein gemacht wird ... Sind diese Männer etwa gesund? Haben sie etwa eine normale Psyche?

›Ich hasse ihn noch als Toten.« Das hat er mir vor kurzem geschrieben. Nach fünf Jahren ... Was war dort geschehen? Er schweigt. Ich weiß nur, dass dieser Junge, er hieß Jura, sich gebrüstet hatte, er habe in Afghanistan viele Schecks* verdient. Später stellte sich heraus, dass er in Äthiopien gedient hatte, als Fähnrich. Das mit Afghanistan war gelogen ...

Vor Gericht sagte nur die Anwältin, dass hier über einen Kranken verhandelt würde. Auf der Anklagebank sitze kein Verbrecher, sondern ein Kranker. Er müsse behandelt werden. Aber damals, vor sieben Jahren, damals gab es noch keine Wahrheit über Afghanistan. Sie alle wurden Helden genannt. Internationalisten. Mein Sohn aber war ein Mörder ... Weil er hier das Gleiche getan hatte, was sie dort taten. Wofür sie Medaillen und Orden bekamen ... Warum wurde nur er allein verurteilt? Nicht diejenigen, die ihn dorthin geschickt hatten? Die ihn töten gelehrt hatten! Ich habe ihm das nicht beigebracht ... *(Sie fängt an zu schreien.)*

Er hat einen Menschen getötet, mit meinem Küchenbeil ... Und am Morgen hat er es zurückgebracht und wieder in den Schrank gelegt. Wie einen ganz normalen Löffel oder eine Gabel ...

Ich beneide die Mutter, deren Sohn ohne Beine heimgekehrt ist ... Auch wenn er sie hasst, wenn er betrunken ist. Wenn er die ganze Welt hasst ... Sich auf die Mutter stürzt wie ein Tier. Sie kauft ihm Prostituierte, damit er nicht verrückt wird ... Einmal ist sie selbst seine Geliebte geworden, weil er auf den Balkon gekrochen war und sich aus dem achten Stock hinunterstürzen wollte. Ich wäre zu allem bereit ... Ich beneide alle Mütter, sogar die, deren Söhne im Grab liegen. Ich würde am Grab sitzen und wäre glücklich. Würde ihm Blumen bringen.

Hören Sie die Hunde bellen? Sie laufen mir hinterher. Ich höre sie ...«

TAGEBUCHNOTIZEN AUS DEM KRIEG

Juni 1986

Ich hatte beschlossen, nicht mehr über den Krieg zu schreiben. Als mein Buch *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht* fertig war, konnte ich es nicht einmal ertragen, wenn einem Kind die Nase blutete, ich wandte mich ab, wenn Angler, glücklich über ihren Fang, Fische in den Ufersand warfen – mir wurde übel von den hervorquellenden starren Augen. Wahrscheinlich hat jeder seine Schmerzschutzgrenze, physische wie psychische, meine war erreicht. Das klägliche Schreien einer Katze, die von einem Auto angefahren wurde, machte mich fast krank, ich drehte mich weg, wenn ich einen zertretenen Regenwurm sah. Mehrmals kam mir der Gedanke, dass Tiere, Vögel, Fische wie alle Lebewesen ein Recht auf ihre Geschichte haben. Auch sie wird eines Tages geschrieben werden.

Und auf einmal – wenn »auf einmal« überhaupt der richtige Ausdruck ist: Der Krieg geht immerhin ins siebte Jahr ... Aber wir wissen nichts über ihn, kennen nur die heroischen Fernsehreportagen. Von Zeit zu Zeit erschauern wir beim Anblick der aus der Fremde heimgebrachten Zinksärge. Ein paar Salutschüsse zum Gedenken, dann ist wieder Ruhe. Unsere mythologische Mentalität ist unerschütterlich – wir sind gerecht und groß. Und haben immer recht. Die letzten Funken der Idee einer Weltrevolution glimmen da vor sich hin ... Niemand merkt, dass es schon bei uns zu Hause brennt. Unser eigenes Haus steht in Brand. Gorbatschows Perestroika hat begonnen. Wir streben einem neuen Leben entgegen. Was erwartet uns dort? Wozu werden wir fähig sein nach so vielen Jahren künstlichen lethargischen Schlafs? Und unsere Jungen sterben irgendwo weit weg, und keiner weiß, wofür.

Worüber spricht man um mich herum? Worüber schreibt man? Über die internationalistische Pflicht, über Geopolitik, über unsere Staatsinteressen, über den Schutz unserer südlichen Grenzen. Und das wird geglaubt! Es wird geglaubt! Mütter, die noch vor kurzem verzweifelt über den geschlossenen Eisenkisten geweint haben, gehen in Schulen und Militärmuseen und rufen andere Jungen auf, »ihre Pflicht gegenüber der Heimat« zu erfüllen. Die Zensur achtet streng darauf, dass der Tod unserer Soldaten in den Kriegsberichten nicht erwähnt wird, man versichert uns, das »begrenzte Kontingent« sowjetischer Truppen helfe dem Brudervolk, Brücken, Straßen und Schulen zu bauen, Dünger und Mehl in die Kischlaks zu bringen, und die sowjetischen Ärzte würden bei afghanischen Frauen Geburtshilfe leisten. Die heimgekehrten Soldaten kommen mit Gitarren in die Schulen, um zu besingen, worüber man schreien müsste.

Mit einem von ihnen habe ich mich lange unterhalten ... Ich wollte hören, wie qualvoll die Entscheidung ist – schießen oder nicht schießen? Doch für ihn schien das überhaupt kein Drama zu sein. Was ist gut? Was ist schlecht? Ist es gut, »im Namen des Sozialismus« zu töten? Die Grenzen der Moral sind für diese Jungen durch militärische Befehle markiert. Über den Tod allerdings sprechen sie vorsichtiger als wir. Hier wird der Abstand zwischen uns sofort klar.

Wie kann man Geschichte gleichzeitig erleben und darüber schreiben? Man darf nicht ein beliebiges Stück Leben, den ganzen existentiellen »Schmutz« am Schlafittchen packen und ins Buch zerren. In die Geschichte. Man muss »die Zeit durchbrechen« und »den Geist einfangen«.

»Trauer hat hundert Gesichter.« (Shakespeare, *Richard III.*) ...

... Auf dem Busbahnhof im halbleeren Wartesaal ein Offizier mit Koffer, neben ihm ein kahlgeschorener, magerer Junge, der mit einer Gabel im Kübel eines verkümmerten Gummibaumes stochert. Zwei Frauen vom Dorf setzen sich unbefangen dazu, fragen, woher die Männer kommen, wohin sie fahren. Der Offizier soll den Jungen nach Hause bringen, er hat den Verstand verloren. »Seit Kabul

buddelt er mit allem, was er in die Finger kriegt ... Schippe, Gabeln, Stöckchen, Füller ...« Der Soldat guckt hoch. »Wir müssen uns verstecken ... Ich werd euch ein Loch graben ... Das geht schnell bei mir ... Wir nennen es Massengrab ... Ich grab ein großes Loch für euch alle ...«

Zum ersten Mal habe ich Pupillen gesehen, die so geweitet waren, dass sie das ganze Auge auszufüllen schienen.

Ich stehe auf einem städtischen Friedhof ... Um mich herum Hunderte Menschen. In der Mitte neun Särge, mit rotem Batist umhüllt. Militärs halten Reden. Ein General ergreift das Wort ... Frauen in Schwarz weinen. Die Menschen schweigen. Nur ein kleines Mädchen mit Zöpfen schluchzt über einem Sarg: »Papa! Pa-a-a-potschka!! Wo bist du! Du wolltest mir eine Puppe mitbringen, du hast es versprochen. Eine schöne Puppe! Ich hab ein ganzes Heft mit Häusern und Blumen für dich vollgemalt ... Ich warte auf dich ...« Ein junger Offizier nimmt das Mädchen auf den Arm und trägt es zu einem schwarzen Wolga. Aber wir hören noch lange: »Papa! Pa-a-a-potschka! Liebster Pa-a-potschka ...«

Der General spricht ... Die Frauen in Schwarz weinen. Wir schweigen. Warum schweigen wir?

Ich will nicht schweigen ... Und ich kann nicht mehr über den Krieg schreiben.

September 1988

5. September

Taschkent. Auf dem Flugplatz ist es schwül, es duftet nach Melonen – kein Flugplatz, sondern ein Melonenfeld! Zwei Uhr nachts. Ich werfe einen Blick auf die Quecksilbersäule: dreißig Grad über null. Furchtlos tauchen fette halbwilde Katzen unter den Taxis durch, sie sollen aus Afghanistan stammen. Zwischen braungebrannten Urlaubern, Kisten und Körben mit Obst humpeln blutjunge Soldaten auf Krü-

cken. Keiner beachtet sie, man hat sich an ihren Anblick gewöhnt. Sie schlafen und essen am Boden, auf alten Zeitungen, warten wochenlang auf Flugkarten nach Saratow, Kasan, Nowosibirsk, Woroschilowgrad, Kiew, Minsk ... Wo wurden sie so zugerichtet? Was haben sie verteidigt? Es interessiert keinen. Nur ein kleiner Junge starrt ihnen mit weit aufgerissenen Augen nach, und eine angetrunkene Bettlerin spricht einen von ihnen an. »Komm mit ... Ich werd dich trösten.«

Er wehrt mit der Krücke ab. Ungerührt fügt sie etwas Tauriges, Weibliches hinzu.

Neben mir sitzen Offiziere. Sie unterhalten sich darüber, wie schlecht die Prothesen doch bei uns sind. Sie reden von Bauchtyphus, von Cholera, Malaria und Gelbsucht, dass es in den ersten Jahren weder Brunnen noch Küchen oder Bäder gegeben hat, dass sie nicht mal das Geschirr waschen konnten. Und wer was mitgebracht hat: der und der ein Videogerät, einen »Sharp« oder einen »Sony«. Ich erinnere mich, wie sie die schönen, aus dem Urlaub kommenden Frauen in ausgeschnittenen Kleidern ansahen ...

Wir müssen lange auf die Maschine nach Kabul warten. Es heißt, erst käme die Technik an Bord, dann die Menschen. Etwa hundert Menschen warten. Alles Militärs. Ungewöhnlich viele Frauen.

Gesprächsfetzen:

»... Mein Gehör wird immer schlechter. Zuerst hab ich hohe Vogelstimmen nicht mehr gehört. Den Gesang einer Ammer zum Beispiel kann ich überhaupt nicht mehr hören. Ich hab eine auf Tonband aufgezeichnet und lass es immer auf voller Lautstärke ablaufen ... Die Folge von Druckwellenschäden ...«

»... Du schießt, und dann erst stellst du fest, dass es eine Frau oder ein Kind ist ... Jeder hat seine Albträume ...«

»... Ein Esel legt sich bei 'ner Schießerei zu Boden, ist sie vorbei, springt er wieder auf ...«